

## **Begrüßung**

Herzlich willkommen in der Kirche! Jetzt und hier hat die Seele Zeit zum Atemholen. Der Sonntag ist ein geschenkter Tag, er unterbricht das Müssen und Machen, der Alltagsrger darf vor der Tür bleiben. Gott sei Dank!

Es braucht in diesen Tagen der Kriege und Krisen heilsame Momente, die an die Schönheit und Unverbrüchlichkeit des Lebens erinnern.

Wir brauchen einen Moment des Berührtseins von etwas, das größer ist als wir. Gott. Sein Versprechen auf Heilung und Frieden.

Erdverbunden und himmelsoffen sind wir hier, hoffnungsbereit - hoffentlich - trotz aller Lebensbrüche.

Wir sind auf der Insel der Seligen. Nicht, weil wir die Augen schließen vor den Scheußlichkeiten der Welt, sondern weil wir sie öffnen für das, was auch da ist.

Ein reich gedeckter Tisch nach dem Gottesdienst. Geistige Bewegung und Tanz für die Beine. Und Barbara Kirsche - die verabschieden wir heute aus ihrem Dienst und lassen sie zu neuen Ufern aufbrechen.

Was uns drückt und belastet, das dürfen wir Gott hinhalten. Für diesen Moment müssen wir nicht wissen, wie es weitergeht und was zu tun ist. Einen Gottesdienst lang ist Zeit und Raum für „Wird schon!“.

„Geht in den Tag hinaus ohne vorgefaßte Ideen, ohne die Erwartung von Müdigkeit, ohne Plan von Gott. Brecht auf ohne Landkarte – und wißt, daß Gott unterwegs zu finden ist, und nicht erst am Ziel.“ (Madeleine Delbrêl)

Feiern wir miteinander Gottesdienst – im Namen Gottes, der war und ist und bleibt.

## **Ansprache**

Die Bibel ist ein Buch voller Geschichten von Menschen über Menschen und Erzählungen über Gott. Manchmal grausam, oft wunderbar und immer wieder rätselhaft.

Wer die Bibel wörtlich nimmt, nimmt sie nicht ernst. Sie ist ein Kind ihrer Zeit – gleichzeitig weist sie immer wieder über ihre Zeit hinaus. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ist dafür ein Beispiel. Topaktuell. Hochpolitisch. Gesellschaftlich relevant.

Jesus bürstet das übliche Denken völlig gegen den Strich.

Mir war das Gleichnis lange ein echtes Ärgernis. Pflichtbewußt und fleißig strengt man sich an, und dann kommt am Ende nicht mehr bei rum, als für die Schlußlichter – wie ungerecht ist das denn?

Heute bin ich ein echter Fan. Das, was Jesus da fordert, ist nämlich nichts weniger als die Grundlage für gutes, gemeinsames Leben.

Eins macht das Gleichnis sehr klar: Um Ungerechtigkeiten gerecht einordnen zu können, müssen wir alle Aspekte sachlich betrachten. Sachlich heißt: Ohne Gefühle, die den Blick trüben.

Menschen sind sehr begabt darin, sich zu ärgern. Zufriedenheit ist nicht so unser.

Gönnen können noch weniger. In diese Wunde legt Jesus seinen Finger.

So geht Gerechtigkeit bei Gott, sagt er. Und er wählt ein irdisches Beispiel, das diese Gerechtigkeit ziemlich unfair erscheinen läßt. Gleichzeitig stellt er die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen in Frage.

Die Tagelöhner, von denen Jesus erzählt, haben von der Hand in den Mund gelebt. Sie waren jeden Tag aufs neue darauf angewiesen, Arbeit zu bekommen. Verträge gab es nicht, keinen Monatslohn oder Krankengeld. Ein Tag Arbeit bedeutete einen Tag essen. Keine Arbeit bedeutete Hunger. Darum stand man vor Tagesanbruch auf dem Marktplatz, dem Arbeitsamt der Antike.

Eigentlich ist die Situation nicht kompliziert: Ein Weinbergbesitzer stellt Arbeiter ein, die Konditionen sind klar. Am Ende des Tages hat niemand weniger, als vereinbart.

Und trotzdem gibt es Ärger. Die, die den ganzen Tag geschuftet haben, sind empört darüber, daß alle den gleichen Lohn bekommen, egal, wieviel sie dafür geleistet haben. Ganz ehrlich – ist das nicht verständlich? Ist es nicht gerecht, daß mehr Leistung zu mehr Gegenleistung führt? Nein, sagt Jesus. Und der ist ja irgendwie unsere Leitplanke im Leben.

Fragen wir also anders: Wie ungerecht ist es, daß Menschen bekommen, was sie zum Leben brauchen?

Die Diskussion über Arbeitsleistung ist so alt wie aktuell. Sozialhilfe und Bürgergeld stehen immer wieder zur Debatte. Die einen sagen, es reicht kaum zum Leben, die anderen finden es nicht richtig, daß es fürs Nichtstun Geld gibt.

Je nachdem, wen man fragt, ist der Mindestlohn zu niedrig und die Reichensteuer zu hoch oder umgekehrt. Zur Zeit diskutiert man so angeregt wie schäbig über Sozialleistungen für Menschen ohne deutschen Paß. Nicht wenige Politiker sprechen offen vom Aushungern.

Schlecht gestellte Menschen werden gegen noch schlechter gestellte ausgespielt.

Wen interessiert, was Menschen brauchen, auch jenseits von einem Bett und Brot?

Um das Wohlergehen aller im Sinn zu haben, braucht man nicht an Gott zu glauben. Dafür genügt es, Mensch zu sein. Aber für Christen gibt's wirklich keine Ausrede – offene Herzen und freigiebige Hände sind dann Programm. Was wir tun und lassen, soll sich an Barmherzigkeit und Güte orientieren, so altmodisch das auch klingen mag. Glaube verpflichtet.

Schauen Sie doch nachher mal draußen vor der Tür auf den Bauzaun, da stehen wichtige Sätze: „Wir wollen Herz statt Hetze. Demokratie heißt, das Wohl aller zu wollen.“

Jesus haut im Gleichnis das Leistungsprinzip in die Tonne. Und er behauptet, daß es kleinlich sei, die Großzügigkeit in Frage zu stellen. Keiner von den Arbeitern hat weniger, als er braucht und verabredet war. Wozu der Neid? Warum der Vergleich? Warum ist es so schwer zu gönnen? Wir verlieren nichts, wenn wir großherzig denken und großzügig handeln. Wer von uns hat weniger in der Tasche, weil es Menschen gibt, die Bürgergeld oder Asylbewerberleistungen bekommen?

Mir geht's nicht schlechter, wenn jemand nicht arbeiten kann oder will. Und ob ich mich darüber freue oder ärgere, liegt in meiner Verantwortung.

Etwas platt-provokant gesagt: Soll doch faul sein, wer will, was stört mich das?

Gutes Leben für alle ist eine Maxime, die Jesus immer wieder klar vertreten hat. Und er hat die Verhältnisse – und die Menschen – die das verhindern, deutlich kritisiert. Das Gleichnis fordert: Habt euch im Blick. Denkt nach, bevor ihr vergleicht oder urteilt. Jesus sagt: Haltung, bitte!

Wir müssen keine Prinzipien reiten. Den einfachsten Denk-Weg wählen.

Christenmenschen dürfen und sollen laut und deutlich sagen: „Die anderen“ sind nicht fauler oder schlechter oder schuld. Nicht die Ausländer oder die Arbeitslosen, die Obdachlosen oder Rentner, die Kranken oder Andersgläubigen.

Eine wichtige Frage geht in dieser aufgeregten Diskussion immer unter: Was zählt denn wirklich?

Klar kann ich kleinlich aufrechnen, was mir zusteht. Wer Geschwister hat, erinnert sich vielleicht, wie genau da gekuckt wurde, wer was in welchem Wert zum Geburtstag bekommen hat.

Ausgrenzen und abgrenzen fällt leichter, als ungerechtfertigte Großzügigkeit auszuhalten. Aber zum Schnellimbiss gehen ist auch leichter, als gesund zu kochen, und trotzdem machen wir das nicht dauernd. Nur weil etwas leichter ist und auf den ersten Blick irgendwie einleuchtet, ist es ja nicht richtiger.

Entscheidend ist, was einer zum Leben braucht.

Bei Gott geht es ganz klar um Gerechtigkeit und bedingungslose Solidarität. Nicht um Gleichheit und Verdienst. Die Erfüllung grundlegender Bedürfnisse muß man sich nicht verdienen. Und wer gleiches Recht für alle fordert, der bereitet dem Unrecht den Boden.

Seit bestimmt 30 Jahren begleitet mich diese Postkarte mit einem Satz von Anatole France: „Das Gesetz in seiner majestätischen Gleichheit verbietet es den Reichen wie den Armen, unter Brücken zu schlafen, auf Straßen zu betteln und Brot zu stehlen.“

Mit blinder Gleichheit wird man Menschen nicht gerecht. Der eine braucht mehr, die andere weniger oder etwas ganz anderes. Ein Blinder braucht keinen Rollstuhl und ein Gelähmter keinen Blindenhund. Wäre es nicht fair, wenn jeder bekäme, was er braucht?

Die „soziale Hängematte“ ist keine Ungerechtigkeit gegenüber der arbeitenden Bevölkerung, sondern sie sichert Menschen wenigstens ansatzweise ein würdiges Leben. Da kommt die Kirche mit ihren göttlichen Leitplanken ins Spiel: Mitgefühl und Gerechtigkeit sind notwendige Eckpfeiler verantwortungsvoller Politik. Eine weitere Leitplanke ist die Ehrfurcht, die geht gerade immer mehr verloren. Wir gewöhnen uns daran, andere Menschen als verfügbare Masse zu sehen. Als Objekte, die stören, die nützlich sind oder überflüssig und die man kontrollieren muß.

Jesus hat Menschen mit Achtung und Ehrfurcht angeschaut. Sie durften sein, mit allen Fehlern und Macken, Ecken und Kanten.

Es macht einen Unterschied - in politischen Debatten und im Alltag -, mit welchen Augen wir Menschen ansehen. Das sollte nicht der Blick der Bildzeitung oder der AfD sein.

Sondern der menschengerechte Blick, der um einen barmherzigen Gott weiß.

Es gibt so etwas wie gerechte Ungerechtigkeit. Das nennt man vielleicht Solidargemeinschaft.

Wer Angst hat, zu kurz zu kommen, reduziert den Blick auf den eigenen Bauchnabel.

Was viel schöner ist: Wohlwollendes Gönnen ohne Aufrechnen. Mitgefühl auf Augenhöhe, statt streng von oben herab zu urteilen.

Was wichtig ist: Die Perspektive zu wechseln, um zu verstehen.

Stellen Sie sich einen Moment vor, Sie wären ein Tagelöhner im antiken Galiläa. Das Überleben der ganzen Familie ist abhängig von der täglichen Arbeit.

Stellen Sie sich vor, Sie wären am Rande einer rumänischen Müllkippe in eine Roma-Familie geboren. Perspektive: Keine. Stellen Sie sich vor, Sie leben als Frau in Afghanistan, als homosexueller Mann in Ägypten, als Waisenkind im Libanon.

Wie fühlt sich das an, wenn die Welt die Schultern zuckt und sagt „Pech gehabt, wir können nicht jeden retten“?

Für wen ist der Lebenstisch reich gedeckt? Für wen gilt all inclusive, wer muß draußen bleiben? Und wer entscheidet das?

Vielleicht ist gutes Leben für alle Utopie. Vielleicht wird es nie Frieden und Gerechtigkeit geben.

Kann sein, das entbindet uns aber nicht von der Verantwortung, daran zu arbeiten.

Wir sind keine Weltenlenker, unsere Macht ist begrenzt. Aber wir sind auch nicht die Schweiz und zur Neutralität verpflichtet. Im Gegenteil, wir können und sollen Haltung zeigen.

Und man muß auch kein Weinbergbesitzer sein, um etwas zu bewegen. Das weiß sogar das Klopapier: „Jeder Arsch kann Gutes tun.“

Klingt anstrengend? Ist es manchmal auch. Gegen den Strom schwimmt es sich schwer. Da haben wir Glück, daß Jesus noch etwas anderes, enorm Wichtiges sagt:

„Sorgt euch nicht. Denn Gott sorgt für euch.“

Gott schenkt sich auch denen, die ein bißchen spät dran sind.

Wir dürfen aufatmen und durchatmen, nicht alles liegt allein auf unseren Schultern.

Streiten wir also furchtlos und ehrfürchtig für Gerechtigkeit. Stellen wir Grenzen in Frage.

Ärgern wir uns einfach mal nicht darüber, daß andere mehr haben.

Wir dürfen mit gutem Grund zuversichtlich sein. Und darauf vertrauen, daß Jesus Recht hat: Wir sind behütet und getragen. Für dich ist gesorgt.